

Die Radiopredigten

Auf DRS 2 und DRS Musikwelle gehört, zur Ergänzung notiert. Es gilt das gesprochene Wort

Peter Spichtig, römisch-katholisch

15. April 2012

Ein Herz und eine Seele

Apostelgeschichte 4,32-35

Liebe Hörerin, lieber Hörer

„Die sind ein Herz und eine Seele.“ Das hören wir ab und zu, über ein frisch verliebtes Pärchen etwa. Bisweilen auch von Geschwistern. Sie seien unzertrennlich; ein Herz und eine Seele eben. Aber weder Sie noch ich lassen sich von so einer Aussage glauben machen, dass die quasi verschmelzen, gleichsam aneinander kleben und nie auch nur die geringste Differenzen hätten. Ein Herz und eine Seele heisst dann: die passen zueinander. Hoffentlich auf Dauer. Aber wer weiss? Also: friss die Hälfte; genau so, wie es gesagt wird, ist es nicht wirklich gemeint. Wenn aber von einem diamantenen Hochzeitspärchen gesagt wird, sie seien noch immer ein Herz und eine Seele – ja, auch das gibt es! –, dann ist das schon beeindruckend. Die Aussage hat dann noch immer etwas Idealisierendes, denn gestritten hat auch dieses Pärchen in 60 Jahren wohl oft genug. Aber das Bild hat hier eine ganz andere Kraft, als wenn es in der Regenbogenpresse als Bildlegende unter frisch verliebten Filmstars steht.

In der Apostelgeschichte wird das Bild für die erste Christengemeinde in Jerusalem geprägt. Da geht's nicht mal mehr um Verliebtheit, um Menschen, die sich gegenseitig angezogen und gefunden hätten. Da geht es um einen bunten Haufen von Individuen, deren einzige Gemeinsamkeit der Glaube an Jesus den Christus, den von den Toten Auferstandenen, ist. Diese Gemeinde der Gläubigen soll ‚ein Herz und eine Seele‘ gewesen sein. Nun, ich glaube, auch hier ist angezeigt, diese Aussage als ein Bild zu nehmen, das Wesentliche trifft, sich aber respektvoll diskret über gewisse Details ausschweigt. Denn wir wissen: Ideal und Wirklichkeit liegen oft weit

auseinander. Aber grad dieses Ideal, wenn es vielleicht auch nie ganz und vor allem nicht dauerhaft hat umgesetzt werden können, behält auch heute noch seine inspirierende Kraft.

„Die Gemeinde der Gläubigen war ein Herz und eine Seele. Keiner nannte etwas von dem, was er hatte, sein Eigentum, sondern sie hatten alles gemeinsam. Mit grosser Kraft legten die Apostel Zeugnis ab von der Auferstehung Jesu, des Herrn, und reiche Gnade ruhte auf ihnen. Es gab auch keinen unter ihnen, der Not litt. Denn alle, die Grundstücke oder Häuser besaßen, verkauften ihren Besitz, brachten den Erlös und legten ihn den Aposteln zu Füßen. Jedem wurde davon soviel zugeteilt, wie er nötig hatte.“

Von ‚inspirierender Kraft‘ sprach ich. Und das meine ich auch so. In manchen Ohren freilich widerhallen zuerst und vor allem die Risiken, die solche idealisierten Bilder in sich bergen. „Keiner nannte etwas von dem, was er hatte, sein Eigentum, sondern sie hatten alles gemeinsam... Alle ... verkauften ihren Besitz (und) brachten den Erlös... Jedem wurde davon so viel zugeteilt, wie er nötig hatte.“ Aus dem Zusammenhang gerissen, isoliert betrachtet, haben solche Aussagen das Potential einer totalitären Ideologie. Das stimmt. Marx hat diese Sätze aus der Bibel sicher gekannt, Stalin war sogar einige Jahre im Priesterseminar. „Sie hatten alles gemeinsam“ wird bei ihm zu: „alles muss allen gehören. Es darf keine Unterscheide mehr geben“, und damit zu einer Unterdrückungsmaschinerie, in die ganze Völker hineingezwängt wurden. Die Abermillionen Opfer des Kommunismus sprechen diesbezüglich eine deutliche Sprache.

Aus dem Zusammenhang gerissen eben! Dieser entscheidende Zusammenhang ist aber gerade der Auferstehungsglaube. Das ganze Wirken Jesu; dass er für die Schwachen, die Ausgegrenzten eingetreten ist, dass er Kranke heilte, dass er schuldig Gewordenen Vergebung zusprach, sein aufopfernder Tod für alle Menschen... all das wurde bestätigt. Der Tod hatte nicht das letzte Wort. Der Vater hat ihn von den Toten auferweckt. Er lebt. Wer das glaubt, kann – aus freien Stücken – der Einladung Jesu folgen, diesen Weg zu gehen. Frei. Am heutigen zweiten Ostersonntag gehört eben diese Stelle, wo das Ideal der Urgemeinde geschildert wird, zur Osterbotschaft dazu. Unserem Osterglauben wird also zugetraut, diese Gemeinschaft mit Christus und untereinander zu konkretisieren.

Der Versuch, Leben wirklich zu teilen, ‚ein Herz und eine Seele‘ zu werden, setzt also die Entscheidung voraus, dem Geist Jesu Raum zu geben. Es ist keine romantische Idee. ‚Ein Herz und eine Seele‘ zu werden setzt den Glaubensakt voraus, dass Liebe schenken, Vertrauen schenken, Vergebung schenken, Leben wirklich zu teilen, sich dadurch verletzlich machen, auf

Macht zu verzichten –; dass genau das der richtige Weg ist; dass geben seliger ist als nehmen.

Von einem nachhaltigen Versuch, dieses Ideal zu leben, möchte ich gern kurz berichten. Ich meine das Ordensleben. Wer, wie ich, in einen Orden eintritt, der oder die traut genau diesem biblischen Bild aus der Apostelgeschichte. Er, sie gibt ein Stück Selbstbestimmung auf, lebt fortan in Gütergemeinschaft und engagiert sich verbindlich in einer Lebensgemeinschaft mit Brüdern, mit Schwestern zusammen, die er, sie sich nicht ausgesucht hat. Das geht nur aufgrund des Osterglaubens. Und nur freiwillig. Ohne Murgs. Mit Verbindlichkeit und Verantwortungsbewusstsein freilich. Aber aus einer freien Entscheidung heraus, in dieser Form die Sache Jesu zu leben, ihm nachzufolgen. Im Glauben daran, dass er uns begleitet und mitten unter uns ist. Es braucht dazu die Jungen, die Idealisten. Die das gehörte Wort aus der Apostelgeschichte ernst nehmen: Sie waren „ein Herz und eine Seele. Keiner nannte etwas von dem, was er hatte, sein Eigentum, sondern sie hatten alles gemeinsam... Jedem wurde davon soviel zugeteilt, wie er nötig hatte.“ Es braucht aber auch die Alten, die ihre Lebenserfahrung einbringen und den oft blinden Eifer der Jungen etwas bremsen, oder wenigstens kanalisieren. Die mild und barmherzig geworden sind. Aber es ist lebbar. Konkret. Obwohl es unter uns auch Zweifler gibt wie Thomas, der am Osterabend nicht dabei war, als Jesus trotz verschlossenen Türen in die Mitte der Jünger trat. Obwohl es auch unter uns Faule gibt und Feiglinge. Kleingläubige und Frustrierte, Dumme und „Peinos“ und auch einfach nur mittelmässig Fromme.

Oft gelingt dieser Versuch, ein Herz und eine Seele zu sein, mehr schlecht als recht. Und doch weiss ich mich einer weltweiten Ordensfamilie zugehörig, in der alle dieselbe Grundidee teilen, Christus nachzufolgen und ihn als den zu verkündigen, der unser Leben bejaht und uns zum ewigen Leben beim Vater im Himmel führt. In der internationalen Studiengemeinschaft, in der ich derzeit lebe, teilen wir Besitz und Sorgen, Lebensziel und Freizeit über Sprachgrenzen und kulturelle Prägungen hinweg. Wir achtzehn Mitglieder stammen aus acht verschiedenen Ländern aus vier Kontinenten und sind zwischen 25 und 88 Jahre alt. Keine Gleichmacherei, sondern solidarische Lebensgemeinschaft, in der jeder Einzelne Platz zur Entfaltung hat, innerhalb des geteilten Lebensprojekts. Eine Kasse, eine Küche, eine Waschmaschine. Das geht nur mit der einen Kapelle, in der wir uns immer wieder nach dem Auferstandenen Gekreuzigten ausrichten und gemeinsam das Osterereignis, die Gegenwart Christi in der Eucharistie, feiern. Bezeichnenderweise ist in der Apostelgeschichte zwar von Leib und Seele die Rede,

aber nicht vom Geist. Denn der Geist jedes einzelnen ist frei. Der Heilige Geist ist zwar der Inspirator aller. Aber es gibt keine Unité de doctrine, keine Ideologie, der alle untergeordnet würden! Ein Herz und eine Seele also – und doch ein Sack voll Flöhe.

Das ist auch der Anspruch an jede christliche Gemeinschaft, jede Pfarrei. Die Glaubwürdigkeit, in der Nachfolge Christi zu stehen, misst sich daran, wie solidarisch wir miteinander umgehen, eben ein Herz und eine Seele zu sein versuchen. Auch über die sichtbaren Grenzen der Kirchgemeinde hinaus. Solidarisch meint dann eben auch: barmherzig sein. Gleichheit ist kein christliches Prinzip. Bejahung der Einzigartigkeit jeder Persönlichkeit und Respekt auch für ihre Schwächen schon eher. So ist ja auch unser politisches Gemeinwesen ein „Kind“ der christlichen Solidarethik. Sozialwerke, Kranken- und Altersvorsorge, ja gar das Versicherungswesen insgesamt beruhen auf dem Prinzip der Solidarität. Alle zahlen Beiträge im Interesse aller. Der eine wird davon stark profitieren, die andere kaum, ist aber letztlich auch froh, nie davon profitieren zu müssen.

Nur: Je mehr wir diesen Gedanken institutionell organisieren und also delegieren, desto grösser ist die Gefahr, dass uns die direkte Betroffenheit abhanden kommt. Denn so wie im Orden jede Regel zum toten und bisweilen tödlichen Buchstaben wird, wenn sie nicht mit je neuer Begeisterung und Glaubensüberzeugung unter ständiger Anrufung des Geistes Christi gelebt wird, genauso gerät auch der noch so ausgeklügelte Steuerfuss einer Kirchgemeinde zum sterilen Verwaltungsmechanismus, wenn nicht je neu beherrzte und beseelte Christinnen und Christen diese Einheit leben. Wo wahrgenommen werden kann: da wird zwar gestritten, manchmal geht's etwas laut zu und her, aber da ist Leben, da schaut man zueinander und füreinander, da wird Versöhnung gelebt und grosszügig geteilt, auch mit Menschen in der Ferne, die in Not sind, da wird man wie in urchristlichen Zeiten staunen und sagen: „seht, wie sie einander lieben!“

*Peter Spichtig
Postfach 165, 1700 Fribourg
peter.spichtig@radiopredigt.ch*

Auf DRS 2 und auf DRS Musikwelle um 9.30 Uhr (kath.) und um 9.45 Uhr (ref.)